

Fülle – nicht Knappheit Warum wie theologisches Nachdenken brauchen

Liebe Synode,

ich lade Sie zu einer Phantasiereise ein – zu einer kurzen Phantasiereise.

Ich stelle mir vor, vor knapp 2000 Jahren wäre unter den Freunden und Freundinnen des Jesus von Nazareth genau das Lebensgefühl lebendig gewesen, das uns heute in Atem hält.

Drei Szenen:

Der Apostel Paulus schreibt (nach 1. Korinther 1, 2.26ff.) „an die Gemeinde Gottes in Korinth, an die Geheiligten in Christus Jesus, ...“: „... Seht doch, Brüder und Schwestern, auf eure Berufung. Nicht viele Weise nach dem Fleisch, nicht viele Mächtige, nicht viele Vornehme sind berufen. Sondern was töricht ist vor der Welt. Also lasst uns einsehen: Es hat keinen Zweck mit diesen Leuten. Brüder und Schwestern, lasst uns unsere Klamotten zusammenpacken. Es war schön mit euch, aber das wird nix.“

Eine zweite Szene: Im Markusevangelium (Markus 6, 34ff.) wird erzählt: „Und Jesus ... sah die große Menge; und sie jammerten ihn, denn sie waren wie Schafe, die keinen Hirten haben. Und er fing eine lange Predigt an. Da nun der Tag fast vergangen war, traten seine Jünger zu ihm und sprachen: Die Stätte ist einsam, und der Tag ist fast vergangen; lass sie gehen, damit sie in die Höfe und Dörfer ringsum gehen und sich etwas zu essen kaufen. Und er antwortete und sprach zu ihnen: Wir müssen uns jetzt darauf einstellen, dass wir zu wenig zu verteilen haben. Und das wird so weitergehen. Das wird sowieso immer weniger. Lasst uns unsere Kräfte bündeln, damit wir in kleinerem Format über die Runden kommen. Wer nichts abkriegt, wird schon einen Weg finden, wie er durchkommt.“

Und eine dritte Szene. Im Lukasevangelium wird diese Geschichte erzählt (Lukas 8, 22 ff): „Und es begab sich an einem der Tage, dass Jesus in ein Boot stieg mit seinen Jüngern; und er sprach zu ihnen: Lasst uns ans andere Ufer des Sees fahren. Und sie stießen vom Land ab. Und als sie fuhren, schief er ein. Und es kam ein Windwirbel über den See, und die Wellen überfielen sie, und sie waren in großer Gefahr. Da traten sie zu ihm und weckten ihn auf und sprachen: Meister, Meister, wir kommen um! Da stand er auf und sprach: Wir kriegen dieses Schiff nicht durch den Sturm. Macht das Beiboot klar, damit wenigsten ein Teil von uns heile zurück ans Ufer kommt. Die anderen müssen es aus eigener Kraft versuchen. Viel Glück!“

Liebe Synode, wir haben im Ohr, dass diese Geschichten eigentlich anders ausgehen. Sie sind nicht im eigentlichen Sinne realistisch. Aber gerade deshalb haben sie und viele andere biblische Erzählungen der Kirche immer wieder Hoffnung gegeben. Durch die Jahrhunderte ihrer langen konfliktreichen Geschichte. Auch heute?

Mich verblüfft immer wieder, wenn in Andachten zu Beginn einer kirchlichen Gremiensitzung biblische Hoffnungsgeschichten erzählt werden, die Mut machen. Wenn im Segen Gottes Lebensenergie mitgeteilt wird. Und wenn nur zehn Minuten später das gesamte Erzählensystem gewechselt wird. Die verbindlich gültigen Erzählungen sind jetzt andere. Sie stammen meistens aus Betriebswirtschaft und Juristerei. Nichts dagegen zu sagen, sie sind vernünftig.

Nur: es wird so getan, als hätten die biblischen Erzählungen keine Macht. Als wären sie Folklore. Ein schöner, aber eigentlich unwirksamer Schmuck für die harten Fakten des Lebens. Die dann gültigen Erzählungen handeln nicht von Fülle, sondern von Knappheit. Alles wird weniger: Finanzen, Pfarrstellen und Pfarrer*innen – und Mitglieder. Diese Geschichten sind keine Mutmach-Geschichten. Sie machen Angst. Angst kommt von Enge. Diese Geschichten verengen den Tunnelblick auf schwindende Zahlen und verstörende Fakten.

Warum haben die evangelischen Kirchen in Deutschland so viel Angst?

Wenn man sich Prognosen über die Entwicklung von Mitgliedschaft und Finanzen ansieht, dann ist dies das vorherrschende Lebensgefühl. Wir müssen schon jetzt damit anfangen, schlanker zu planen und uns zu begrenzen.

Die Grundmelodie der Realitätswahrnehmung ist Knappheit. Die vorherrschende emotionale Resonanz in kirchlichen Gremien ist eine Art depressiver Selbstminderung. Jetzt schon so leben, als sei die vorausberechnete Katastrophe schon da.

Eine der Grundbotschaften der ganzen Bibel, des Ersten und des Zweiten Testaments, ist: Fürchte dich nicht.

Fürchtet euch nicht.

Nimmt man die in vieler Hinsicht nützliche Bibel-App der Deutschen Bibelgesellschaft zu Hilfe, sieht man:

„Fürchte dich nicht“: Diese Zusage kommt etwa 75 Mal in der Bibel vor.

Die Zusage „Fürchtet euch nicht“ noch einmal 50 Mal.

Schwer zu überlesen. Schwer zu überhören. Warum erreicht sie nicht das Lebensgefühl der evangelischen Kirchen in Deutschland?

Warum haben die evangelischen Kirchen so wenig Vertrauen?

Möglicherweise stimmt das ja. Möglicherweise werden wir weniger Leute. Möglicherweise sinken die Einnahmen. Möglicherweise wird die gesellschaftliche Bedeutung der kirchlichen Institutionen weiter abnehmen. Na und?

Ist das wirklich ein Drama, das Gedanken und Gefühle, Hoffnungen und Ängste mehr beflügeln muss als die Gute Botschaft, für die wir einstehen sollen?

Unwichtig werden schafft Freiheit.

Es wäre wunderbar befreiend, wenn Menschen, die sich in kirchlichen Leitungsorganen auf den verschiedensten Ebenen mit Zukunftsplanung für die evangelischen Kirchen befassen, sich diesen Satz zu Beginn eines jeden Entscheidungstages zusagen lassen. Und zwar so, dass dieser Satz das Herz erreicht.

Wer nicht beständig über eigene Wichtigkeit besorgt ist, gewinnt Freiheit zu handeln. Wir finden für dieses Freiheitsgefühl Ermutigung in Sprüchen aus der Alltagsreligion der Leute („ist der Ruf erst ruiniert, lebt sich's endlich ungeniert“), in Werken der populären Kultur (Albus Dumbledore: „haut rein!“), aber auch in unserer kirchlich-theologischen Tradition. Nicht um sich selbst kreisen zu müssen, im Positiven („bin ich wichtig?“) genauso wie im Zerstörerischen („kann Gott mich lieben, wo ich doch böse bin?“).

Das schafft Freiheit. Auf diese Freiheit zielt Martin Luthers Zusage „pecca fortiter“.

Der Protestantismus kann in der kulturell und religiös pluralen Gesellschaft Deutschlands heute nicht mehr in der Vorstellung leben, den gesamtgesellschaftlichen Konsens zu formulieren. Absolutheitsanspruch der christlich-evangelischen Religion ist heute nur so zu denken: Für mich und für uns als Kirche ist Trost im Leben und im Sterben, woran wir unser Herz

hängen – Gott in Jesus Christus, in der Kraft des Heiligen Geistes. In der Gesamtgesellschaft ist das nicht allgemeingültig. Das ist Sonderglauben und Sondermeinung einer kleiner werdenden gesellschaftlichen Teilgruppe.

Umso deutlicher können wir (und ich formuliere hier bewusst in der 1. Person Plural) das vertreten, können wir das Leben und das zur Gestalt bringen, wofür wir da sind: Das Evangelium mitteilen. Umso klarer können wir uns positionieren, auch in gesellschaftspolitischen Fragen. Umso unbelasteter können wir unsere Konflikte führen, und umso wertschätzender können wir nach Konfliktlösungen suchen, die nicht zerstörerisch sind.

Umso freier können wir nach einer Gestalt der evangelischen Kirche suchen, die in dieser Gesellschaft und angesichts der zunehmenden Marginalisierung des Protestantismus dennoch funktionieren kann.

Natürlich stimmt das. Wir sind in unseren Entscheidungen verantwortlich für die Zukunft unserer kirchlichen Institutionen. Wir sind für das Lebensschicksal vieler Menschen verantwortlich, bis in die Altersversorgung hinein.

Natürlich stimmt das: Wir sind für gute Haushaltschaft verantwortlich.

Aber entscheidend ist, finde ich, das Lebensgefühl, aus dem heraus wir planen und handeln. Bestimmen Angst und Sorge vor Knappheit unser Lebensgefühl? Oder Vertrauen in den Reichtum des Lebensgeschenkes, das uns Gott gibt – wir können auch sagen: Bestimmt Glauben unser Lebensgefühl, aus dem heraus wir planen und handeln? Und worin besteht unser Reichtum?

Sieht man Planungsinstrumente genauer an, wie sie in Kirchenleitungen und Synoden gegenwärtig bevorzugt werden – beispielsweise Entscheidungen für Regionalisierung und Fusionierung von Gemeinden und Kirchenkreisen, beispielsweise Personalplanungsförderungsgesetze, in denen das Gesicht des Berufs einer*ines Pfarrer*in neu zugeschnitten werden – dann fällt eine Mischung aus Radikalität und Einfallsarmut ins Auge. Aus der Geschichte von Fusionsprozessen kann gelernt werden, dass Menschen – und Mitglieder von Kirchengemeinden sind nichts anderes – überschaubare soziale und regionale Räume, vertraute Gesichter und beheimatende Kirchenräume brauchen. Wenn Kirchengemeinden zu groß werden, vor allem aber auch wenn Pfarrer*innen zu spezialist*innen für Amtshandlungen oder andere begrenzte Bereiche der kirchlichen Arbeit werden, dann besteht die Gefahr, dass noch mehr Leute dieser Kirche den Rücken kehren. Es besteht die Gefahr: Die Planungen, mit denen Kirchenleitungen und Synoden der erwarteten und befürchteten Knappheitskrise begegnen, verstärken genau diese Entwicklung.

Dagegen ist wirkliche Radikalität gefordert. Eine Radikalität, die nicht aus Angst geboren ist, sondern aus Vertrauen.

Der große Schatz der Kirchen sind die Menschen, die sich ihnen verbunden fühlen. Darunter sind viele, die jetzt schon ehrenamtlich ihre Kraft und ihre Zeit für ihre Kirche einsetzen. Die Aufgabe der nächsten Jahre und Jahrzehnte wird es sein, diesen Menschen Arbeitsbereiche und Macht in der Kirche zu übergeben. Pfarrer*innen werden als kommunikative Allrounder und theologische Fachleute ihr Gesicht darin finden, diese Menschen zu unterstützen und zu begleiten. Vertrauen braucht Ermutigung, Wertschätzung, eine Lebenshaltung der Zusage und des Empowerment. Es kommt darauf an, dass Pfarrer*innen bereits von ihrer theologischen Ausbildung an genau diese Qualifikationen lernen und üben.

Die Kirchengemeinden von morgen sind keine selbstbezogenen „warmen“, kuscheligen Orte. Sie sind lebendig in der Welt. Sie verbinden überschaubare soziale Nahräume mit der Kom-

petenz, die sozialen Medien des Internet so zu nutzen, dass sie über den überschaubaren Raum hinaus Menschen erreichen und von ihnen erreichbar sind. Sie beteiligen sich an dem, was vor Ort den Menschen im Herzen brennt, an Aufgaben, Problemen und Konflikten. Sie sind aufmerksame Lernorte für das, was vor Ort jenseits der Grenzen der Kirchengemeinde nötig ist. Und sie sind Schutzräume für die Bedrohten.

Kirchliche Orte – Dienste und Werke – sind genauso wichtig wie die Ortsgemeinden.

Welche Kirche brauchen wir – und welche Kirche brauchen Menschen innerhalb und außerhalb unserer Kirchen – angesichts der bedrohlichen Lage unserer Gesellschaft, ja angesichts der Bedrohung allen Lebens?

Diese Frage stellt sich dringend. Das ist eine anders gewichtete Frage als die Frage danach, wie Organisation und gesellschaftlicher Einfluss der Kirchen gesichert werden können. Die Frage ist ohne theologisches Nachdenken nicht zu beantworten. Ich bin alarmiert und in Sorge, weil ich den Eindruck habe: Der große Schatz an hilfreichen theologischen Traditionen aus unserer jüngeren Geschichte wird vergessen. Er wird gerade da vergessen, vernachlässigt und verdrängt, wo er am dringendsten gebraucht wird. In der Frage nämlich: Wozu sind wir als Kirche da in einer gesellschaftlichen Lage, in der Frieden, demokratische Grundrechte, gesellschaftliche Gerechtigkeit und die Lebensperspektiven von Menschen und natürlicher Lebensumwelt in einem Maße bedroht sind wie nach Ende des Zweiten Weltkrieges nicht mehr?

Angst und Hass gefährden die politische Kultur in unserem Lande. Die Bereitschaft nimmt ab, Fremde und Fremdes mit Neugier und Respekt wahrzunehmen. Wir erleben eine leise – und zu oft eine laute – Fundamentalisierung in politischen Ansichten und auch im kulturellen und religiösen Leben. Dann gilt nur das Eigene als richtig und gut, das Andere und Fremde als falsch und gefährlich.

Die protestantischen Kirchen können in dieser Lage eine heilsame und mächtige Stimme sein für die Verteidigung und Entfaltung unserer demokratischen Gesellschaft. Denn das Evangelium von der Rechtfertigung des gottlosen Menschen befreit von der Phantasie, die Gesellschaft in Gute und Böse, Richtige und Falsche, in Eigenes und Fremdes aufzuteilen. Wir haben es heute mit einer Reihe von Herausforderungen zu tun, die Theologie nicht kalt lassen darf. Wir erleben fundamentalistische Tendenzen in der politischen Diskussion, die unter anderem Fremdenfeindlichkeit begünstigen. Gleichzeitig sehen wir eine zunehmende soziale Spaltung der Gesellschaft. Neoliberalismus ist zur Leitideologie geworden. In der Kirche können wir einen Rückgang theologischer Verankerung feststellen. Häufig befasst sich die Kirche stärker mit betriebswirtschaftlichen Konzepten als mit Theologie.

Die protestantischen Kirchen haben eine reiche theologische Tradition, auch in unserem Lande und im deutschen Sprachbereich. Das ist ein großes Geschenk. Ich bin in Sorge, dass dieser Reichtum verschenkt wird.

Wie sollen wir uns gegenüber fremdenfeindlichen, rassistischen und rechtsradikalen Positionen verhalten, wenn Menschen, die so etwas vertreten, in unseren Dörfern und Stadtvierteln, in Elternvertretungen von Schulen und Kindergärten, in Vereinssitzungen und selbst in Kirchengemeinderäten Einfluss gewinnen? Wie sollen wir den Knappheitsphantasien begegnen, die die Prognosen für die kirchliche Mitglieder- und Finanzentwicklung beherrschen? Wie sollen wir in der Kraft des Evangeliums Klarheit in brennenden Lebensfragen mit Offenheit und Lebenslust verbinden, also nicht selbst rigide, nicht selbstbezogen und nicht fundamentalistisch werden?

In all dem kann Theologie eine wichtige Hilfe sein – wenn ihr Reichtum wahrgenommen und wertgeschätzt wird.

Liebe Synode, wir sollen das Evangelium mitteilen. Dazu sind wir da als Kirche. Wir leben im Raum einer befreienden und orientierenden Erzähltradition. Es geht mir nicht um Biblizismus. Es geht mir allerdings darum, dass wir unserer biblischen Erzähltradition etwas zutrauen. Es geht dabei nicht zuerst um richtiges Wissen, sondern um Kraft, um gute heilsame Lebensenergie. „Denn ich schäme mich des Evangeliums nicht; denn es ist eine Kraft Gottes, die selig macht.“ (Römer 1,16)

Um zwischen beidem eine gute Vermittlung zu finden, zwischen biblischer Erzähltradition und heutigem Leben, brauchen wir theologisches Nachdenken.

Es gibt Formen von theologischem Nachdenken, die die Bedeutung der biblischen Erzählungen für das heutige Leben verkleinern. Eine solche Tradition ist das, was unter dem Namen „Zwei-Reiche-Lehre“ verhandelt wird. In dem einen Reich, so heißt es dann, herrscht das Evangelium, das die Seelen tröstet. Und im anderen Reich herrschen die harten Gesetze von Wirtschaft, Staat und auch Kirchenorganisation. Und das Evangelium hat in diesem Bereich nichts zu sagen – außer eben: die Seelen zu trösten.

Wer Martin Luthers Texte zu den „zwei Reichen und Regimenten“ aufmerksam studiert, merkt schnell, dass sein Anliegen auf diese Weise klar verzeichnet wird. Der Clou seiner theologischen Überlegungen hierzu heißt ja gerade: *Gott* herrscht über seine gesamte Schöpfung, über Menschen und alle Lebewesen, durch zwei Regimenter, man könnte auch sagen: durch zwei Weisen, das Leben zu bewahren. Durch die Predigt des Evangeliums auf der einen Seite und durch staatliche Macht und den Gebrauch von menschlicher Vernunft in Wirtschaft und Gesellschaft auf der anderen Seite. Der Clou ist also: *Gott* herrscht auf beide Weise, wenn auch in unterschiedlicher Form.

Wir können die gesellschaftlichen Lebensbereiche in Staat und Gesellschaft, Wirtschaft und Kirchenorganisation niemals so denken, als würden hier jeweils eigene, von Gottes zärtlicher Zuwendung und orientierender Kraft *unabhängige* Gesetze gelten. Die Theologische Erklärung von Barmen hat diese theologische Einsicht 1934 in mörderischen Zeiten klar zur Geltung gebracht.

Sind wirklich *Wachstum* und *Knappheit* gute Denkmodelle, um Gottes Regiment in weltlich-gesellschaftlichen Fragen in menschlichem Handeln aufzunehmen? Die Erzählungen Jesu handeln nicht von Wachstum – wir erinnern uns an kirchliche Denkmodelle von „Gemeindegewachstum“ oder „Wachsen gegen den Trend“ Nein. Dass aus dem klitzekleinen Senfkorn ein riesiger Baum wird, in dem die Vögel nisten können, wird von Jesus so erzählt, dass der Prozess „im Mittelteil“ („wie war das noch mal im Mittelteil“ – „Schuh des Manitu“), dass also Wachstum überhaupt keine Rolle spielt. Es geht um das Gegenüber von unbedeutendem, von anscheinend chancenlosem Anfang und wunderbar großartigem Ergebnis – wenn man sich auf Gottes Handeln verlässt. Wir können auch sagen:

Wenn man glaubt. Es geht in den Geschichten Jesu nicht um Wachstumsorganisation, sondern um Freiheit von Sorge. Wenn man auf das andere Pferd setzt wie der reiche Kornbauer, hat man wenig Freude mit den Ergebnissen. Es geht in den Erzählungen Jesu darum, in einer anscheinend aussichtslosen Lage jede Chance zu nutzen, hier und jetzt, auch wenn die Mittel manchmal grenzwertig sind – wie bei dem korrupten Verwalter, der kurz bevor er rausfliegt allen Schuldnern ihre Schulden erlässt – wohlgermerkt nicht sein eigenes Geld, sondern das seines Dienstherrn – damit er von diesen Leuten aufgenommen wird, wenn er auf der Stra-

ße sitzt. Und Jesus lobt diese abenteuerliche Handlungsweise und Rechtskonstruktion ausdrücklich.

Es geht in der biblischen Ökonomie nicht um Wachstum, sondern um das Vertrauen, dass das Ergebnis unfassbar alles übersteigen wird, womit wir rechnen können – wenn wir uns auf Gott verlassen. Und es geht in der biblischen Ökonomie nicht um Knappheit, sondern um Fülle.

Was ist biblische Ökonomie? Gott schenkt Leben in Fülle, den unermesslichen Reichtum der ganzen Schöpfung. Es geht darum, diesen Reichtum gerecht zu verteilen. Die Prophet*innen, Theologen und Priester versuchen deshalb in den Sozialgesetzen der Hebräischen Bibel, die sozial polarisierenden Wirkungen einer Geldökonomie zu brechen, die weite Bevölkerungskreise in Bettelarmut und Schuldknechtschaft treibt, während andere Leute unter Bruch aller gesellschaftlichen Solidaritätsverpflichtungen Reichtum aufhäufen. Das widerspricht dem Willen Gottes mit seinen Menschen. Deshalb fordert Jesus von Nazareth in seiner Bergpredigt eine Entscheidung in dem, was dem Leben Richtung gibt: „Niemand kann zwei Herren dienen ... Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon“ (Matthäus 6,24f). Deshalb sieht der Reformator Martin Luther in seinem Großen Katechismus hier die entscheidende Frage, ob das erste Gebot angenommen oder missachtet wird: Die Gottesfrage entscheidet sich daran, so meint Luther, wem man im Innersten vertraut, woran man sein Herz hängt. „Es ist mancher, der meint, er habe Gott und alles genug ... Siehe, dieser hat auch einen Gott, der heißet Mammon, das ist Geld oder Gut, darauf er alle sein Herz setzet, welchs auch der allergemeinsten Abgott ist auf Erden.“¹

Was ist biblische Ökonomie? Die Bibel erzählt, dass Gott alles Leben gegeben hat und weiter schenkt. Das gute Gesetz, das zum Leben hilft. Sein Dasein für uns Menschen in Jesus Christus. Die Geistkraft, die uns frei macht und erhält. All dies ist Geschenk Gottes.

Gottes Gabe befreit und ermutigt Menschen zum Wieder-Geben: Sie stellt alle in eine Beziehung wechselseitiger Verantwortung. Das ist ein Gegenentwurf zu einer Wirtschaft, die sich an der Aufhäufung von Finanzen orientiert: Überall, wo es um das Hervorbringen und Bewahren von Leben geht, leben wir alle schon in dieser Ökonomie der wechselseitigen Verantwortung: In den intimen Beziehungen zwischen Liebenden, zwischen Eltern und Kindern, zwischen Freunden und Nachbarn, und auch in der Religion. Die Kirchen haben den Auftrag, sich für diese lebensförderliche

Wirtschaftsform stark zu machen und ihren Einfluss zu erweitern – gegen starken Gegenwind,

auch in den eigenen Reihen.

Die Ökonomie der biblischen Religion ist eine Wirtschaft des Schenkens, der Fülle und der Verausgabung. Sie steht gegen eine Wirtschaft, in der Sorge angesichts von Knappheit das zentrale Motiv ist. Die biblische Ökonomie ist eine Ökonomie der Verausgabung. Von der Frau aus Bethanien, die eine Flasche mit kostbarem Öl über dem Kopf Jesu ausgießt, soll überall geredet werden, wo das Evangelium gepredigt wird: Ihre Haltung wird gelobt und gegen die Männer um Jesus verteidigt, die gegen diese Vergeudung Einspruch erheben (Markus 14,3-9). Das Himmelreich gleicht einem Schatz, den man zufällig im Acker findet, einer übermäßig kostbaren Perle, für die man alles, was man hat, aufgeben kann und – wenn man sie bekommen will – auch aufgeben *muss* (Matthäus 13, 44-46). Jesu Aufforderung „Sorgt nicht!“ ist nicht irgendeine beiläufige Parole, sondern sie zielt auf die Mitte christli-

¹ BSLK S. 560

cher Existenz, sie ist eine bündige Zusammenfassung der biblischen ökonomischen Logik. Gott hat das Leben in Fülle gegeben. An Gott glauben heißt glauben, dass für alle genug da ist, dass Gott für alle seine Lebewesen sorgt. Dagegen ist der Bruch der Beziehung zu Gott dadurch gekennzeichnet, dass das Bewusstsein des Mangels vorherrschend wird: Das ist die Lebenshaltung der „in sich verkrümmten“ Existenzen, die Luther als Gegenbild *christlicher* Existenz vor Augen hat. Dagegen steht der Glaube an den Gott der Fülle; das Gesetz in biblischer Perspektive ist dazu da, diese Fülle gerecht zu verteilen. Und: Während in der Warenwelt alle Dinge und alle Menschen *gleich* werden, nämlich im Geld austauschbar werden, wird in der biblischen Erzählung immer auf die Eigentümlichkeit und Differenz allen Lebens geachtet, von Anfang an bis zum Ende: Gott schafft alles Leben nach seiner Art, und auch Gericht und Erlösung treffen die Geschöpfe in ihrer einzigartigen, nicht austauschbaren Gestalt.²

Liebe Synode, es geht um das Lebensgefühl, aus dem heraus wir die für die Zukunft unserer Kirche nötigen Schritte planen. Angst und Sorge vor Knappheit – oder Vertrauen in Gottes reiches Geschenk? Ich schließe mit einigen Fragen, von denen ich mir wünsche, dass alle, die sich in den Planungs- und Veränderungsprozessen unserer Kirche engagieren, sie sich immer wieder stellen. Ich bin sicher, dass sich vor Ort die richtigen Antworten einstellen, wenn man diese Fragen genau genug stellt:

- Wir können wir verhindern, dass die notwendigen Veränderungen und Planungen in unseren Kirchen zu einer self fulfilling prophecy werden für Knappheit, Verminderung, Verkleinerung?
- Wie können wir den Reichtum stärken, wertschätzen und ermutigen, der uns geschenkt ist – das Evangelium und die Menschen, die sich in unserer Kirche engagieren?
- Wie können wir die Wünsche der Leute an die Rolle von Pfarrer*innen ernst nehmen, die wir aus allen kirchlichen Mitgliedschaftsuntersuchungen kennen: Nicht Spezialist*innen zu sein für was auch immer, sondern ermutigendes und verlässliches Gesicht der Kirche – und wie können wir erreichen, dass Kürzungen von Mitteln niemals ohne Ermäßigung von Arbeitszeit und Arbeitsbelastung durchgesetzt werden?
- Wie können wir erreichen, dass Gemeinden und andere kirchliche Orte für alle Beteiligten so überschaubar bleiben, dass sie Lust behalten, sich zu engagieren?
- Mit welchen Bündnispartner*innen vor Ort und in der Gesellschaft als ganzer können wir kooperieren, um in der Kraft der biblischen Ökonomie für Achtung gegenüber allem Lebendigen in unserer Lebensumwelt, für soziale Gerechtigkeit, für Frieden und Demokratie zu kämpfen?

Im Vertrauen auf Gottes Hilfe, in der Gemeinschaft mit unserem Bruder Jesus, in der Kraft des Heiligen Geistes.
Das war es.

² Vgl. Th.Ruster, Artikel „Geld“. In: N. Mette u.a Hg., Lexikon der Religionspädagogik, Neukirchen (vorraussichtl. Erscheinungsjahr 2000)